

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 171.

Posen, den 28. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

24. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Du kannst Dir nicht denken, wie viele Abenteuer wir hier schon bestehen mußten, von den verschiedenen Kämpfen mit den Eingeborenen, von denen ich noch später sprechen werde, ganz abgesehen. Uns fehlte es an allen möglichen Werkzeugen, und mit den Menschenkräften haperte es auch. Anfangs konnten wir fast niemand bekommen, aber Trent wußte sie doch heranzuziehen — Neger, Zulus und verkommene Europäer, alles, was nur eine Haue oder Schaufel festhalten konnte. Jeden Tag kamen mehr dazu, und so haben wir uns quer durch das Land einen Weg gebahnt. Ich glaube auch ziemlich mit zum Gelingen beigetragen zu haben; denn ich war der einzige, der von Landvermessung und Ingenieurarbeiten eine Wohnung hatte und habe manche schlaflose Nacht verbracht, um die Bauzeichnungen und Berechnungen auszuführen.

Am ersten Sonntag kam ein Missionar zu uns und wollte predigen; aber Trent verwehrt es ihm. „Wir müssen hier arbeiten“, sagte er, „ob es Sonntag ist oder nicht. Ich kann meine Leute nicht in den kühlen Stunden des Tages ruhen lassen, um Ihnen zuzuhören. Wenn Sie predigen wollen, nehmen Sie eine Haue und predigen Sie während der Arbeit.“ Und das tat er und arbeitete sehr gut sogar. Später, während der Mittagspause, hielt er eine Predigt, und Trent stellte sich vor das Pult und ließ alle Leute zum Gottesdienst antreten!

Als wir mehr ins Innere vordrangen, bekamen wir es mit den Eingeborenen zu tun, und das wird auch mit der Grund sein, weshalb Cathcart die ganze Sache verhaßt war. Er ist ein schrecklicher Feigling, glaube ich, denn er erzählte mir einmal, noch nie in seinem Leben einen Revolver abgeschossen zu haben. Nun, eines Nachts wollte man uns überfallen; aber Trent war auf dem Posten, und wir haben den Brüdern eine gehörige Lektion erteilt. Es waren große wüste Burschen. Zeit meines Lebens werde ich nicht vergessen, was ich empfand, als ich sie durch das lange, harte Gras heranschleichen sah, ihre vergifteten Speere angriffsbereit. Und nun mein eigenes Abenteuer. Du wirst ja staunen, wenn Du es liest. Ich wurde von einem schwarzen Koloss niedergeschlagen, gefangen genommen und auf seinem Rücken in sein Stammesdorf geschleppt, wo ein anderer, halb Scharfrichter, halb Hoherpriester, fortwährend mit lautem Gesang um mich herumtanzte, das Messer auf mich gezückt.

Da lag ich nun, ungefähr um die Stunde, da Du morgens Dein Frühstück nimmst, wie ein Opferlamm gebunden auf dem freien Dorfplatz. Die ganzen Eingeborenen umringten mich, fletschten die Zähne und kammelten unverständliche Worte. Die Situation war alles andere als angenehm. Man schien gerade entschlossen, mir den Garaus zu machen, als Trent auf-

tauchte — mutterseelenallein — und stolz, so stolz wie ein Souverän. Er war seinen Begleitern eine ganze Strecke voraus, da er fürchtete, daß die Wilden Böses mit mir im Sinn hätten. Da stand er nun wie ein Held, nur einen Revolver in der Hand, ungefähr hundert Männern gegenüber, und sei überzeugt, liebe Tante, es war ein kritischer Augenblick.

Was in den nächsten fünf Minuten geschah, ist fast unmöglich zu schildern. Trent schoß den Medizinmann nieder, der auch ihn mit dem Messer bedrohte und schnitt dann meine Fesseln durch. Man wollte uns anfallen und ich hielt uns schon für verloren, als endlich die zurückgebliebene Begleitmannschaft anrückte, worauf sich die Wilden ergaben. Früher waren sie sehr tapfer, aber seitdem man ihnen für ihr Holz und Elfenbein Rum gab, sind sie faul und dem Trunk ergeben.

Jetzt muß ich Dir noch erzählen, was Trent darauf tat. Er ging in die Hütte des Priesters, das die Götzenbilder enthielt — ein sehr schmutziges Gefäß — und verbrannte sie vor den Augen der Eingeborenen. Ich glaube, sie erwarteten jeden Augenblick unseren Tod. Sie standen in einem Kreis um uns und machten einen Höllenlärm; aber sie wagten es nicht, uns zurückzuhalten. Trent ließ das Haus bis zum Boden niederbrennen und was glaubst Du, was er dann tat? Vom König bis zum letzten Neger setzte er sie alle an die Arbeit. Du wirst es nicht glauben wollen, aber es ist die reine Wahrheit. Sie betrachteten ihn als ihren Befieger und folgten ihm wie die Schafe, als er es ihnen befahl. Sie glauben, daß sie jetzt Sklaven sind und begreifen deshalb nicht, warum sie bezahlt werden; denn jeder bekommt seinen Wochenlohn, wie jeder andere Arbeiter. Ach, Irene, Du müßtest den König einmal mit der Haue arbeiten sehen! Es ist ein Bild für Götter! Er ist so dick wie eine Tonne, dabei sehr ungeschickt und ziemlich widerspenstig; aber da er Trent fürchtet, wagt er es nicht, sich seinen Befehlen zu widersetzen; und jetzt arbeitet er stundenlang mit Seufzen und Stöhnen und schwitzt dabei, als ob er in einem türkischen Dampfbad säße.

Ich könnte Dir noch stundenlang sonderbare Begebenheiten erzählen, aber ich muß schließen; denn die Post wird gesammelt, damit sie rechtzeitig zum Schiff kommt. Es ist hier einfach wunderbar. Trent hat mir Cathcart's Posten gegeben. Ich bekomme fünfhundert Pfund im Jahre und denke Dir, er will dafür sorgen, daß ich eine Extrazulage bekomme. Es sieht hier schon ganz anders aus, und ich hoffe, daß die Gesellschaft ein großer Erfolg sein wird. Es sind zahlreiche Bergwerksmaschinen eingetroffen, die darauf warten, weitergebracht zu werden, sobald der Weg fertig ist, und von allen Seiten strömen Menschen herbei, die bei uns arbeiten wollen. Ich bin neugierig, was Cathcart sagen wird, wenn er erfährt, daß die Straße so gut wie fertig ist und ich jetzt seine Stellung einnehme . . .

Der Bote, der den Brief mitnehmen soll, steht neben mir. Auf Wiedersehen, liebe Tante. Recht viele Grüße von
Deinem Fred.
P. S. Trent ist ein Held!“

Irene las den Brief langsam durch — Zeile für Zeile, Wort für Wort. Er interessierte sie im höchsten Maße. Sie hatte bereits von verschiedenen Seiten von der heldenhaften, unwiderstehlichen Energie, mit der dieser frischgebackene Millionär seine Riesenaufgabe bewältigte, gehört. Seine klaren, kurzgefaßten Berichte hatten ihren Weg in die Presse gefunden, und diese wie auch Freds Briefe machten ihn in ihren Augen zu einem Cäsar. Diesen Abend fiel es ihr schwer, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Sie las den Brief mehr als einmal, und jedesmal ertappte sie sich dabei, daß ihre Gedanken abschweiften — über den Ozean hin zu einer tropischen Gegend, wo ein sonderbarer Wirrwarr von Arbeitern aller möglichen Rassen mit Graben und Karren unter der brennenden Sonne beschäftigt war. Jedemal war es ihr, als ob sie den Blick eines Mannes über das Meer auf sich geheftet sah, wenn er sich einen Augenblick aufrichtete und von seiner Arbeit ausruhte. Ihr lag Fred gewiß sehr am Herzen — aber das Gesicht, das sie vor sich sah, war nicht das ihres Neffen.

XXXI.

Der Extrazug aus Southampton mit Passagieren des Dampfers „Atlantic“ war soeben im Waterloo-Bahnhof eingelaufen. Kleine Gruppen sonnenverbrannter Männer, umringt von Bergen von Gepäckstücken und Deckstühlen, begrüßten alte Freunde auf dem Bahnsteig; Autodroschken wurden herbeigerufen. Alle Gesellschaftsklassen waren vertreten — vom erfolgreichen Diamantensucher, der ungestüm eine Dame in Schwarz ans Herz drückte, bis zum sportliebenden Lord, der von der Löwenjagd kam.

Fünf Minuten lang herrschte auf den Perrons ein ziemlicher Wirrwarr — ein buntes Schauspiel interessant anzusehen. Dann verebbte langsam die Flut der Reisenden. Fast als letzter Fahrgast verließ ein grauhaariger, alter Mann, mit einer schwarzen Tasche und einem Päckchen in der Hand, unsicheren Schrittes den Bahnhof. Ihm dicht auf dem Fuße folgte Hiram da Souza, der sonderbarerweise bereits bei Ankunft des Zuges zugegen gewesen war und größtes Interesse für den schäbig gekleideten greisen Reisenden zu hegen schien. Da Souza war elegant gekleidet, in Cutaway und Zylinder, eine Blume im Knopfloch, eine Brillantnadel im schwarzseidenen Plastron — und doch war ihm nicht sehr behaglich zumute. Von der unscheinbaren Gestalt des vor ihm Hergehenden hing sein Schicksal ab. Auf dem Bahnsteig hatte er gehört, wie sich der Alte bei einem Vorübergehenden nach dem Wege zum Gebäude der Bekwando-Gesellschaft erkundigte. Wenn er es erreichte — welchen Wert würden dann wohl am andern Tage die Bekwando-Aktien noch haben?

Auf der Brücke sah da Souza, wie der Alte einen Schutzmann anhielt, und als er an den beiden vorüberging, hörte er die gleiche Frage. Der Beamte schüttelte den Kopf, zeigte aber in östlicher Richtung.

„Genau kann ich es Ihnen nicht sagen. Es liegt jedoch in der City,“ antwortete er. „Am besten ist es, Sie fahren mit einem Autobus bis zur Bank von England — und dann erkundigen Sie sich nochmal.“

Der alte Mann nickte dankbar und schritt weiter. Da Souza hielt seine Zeit jetzt für gekommen. Ein freundliches Lächeln auf dem Gesicht, sprach er ihn an.

„Verzeihung, ich hörte, wie Sie sich nach dem Gebäude der Bekwando-Gesellschaft erkundigten?“

Der andere sah auf. „Wenn Sie mir den Weg weisen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar.“

„Gern,“ nickte da Souza, während er neben ihm herschritt. „Ich habe den gleichen Weg. Hoffentlich aber,“ setzte er mit einem besorgten Blick hinzu, „sind Sie kein Aktionär der Gesellschaft.“

Der alte Mann ließ seine Ledertasche fallen, seine Lippen bewegten sich lautlos. Da Souza hob die Tasche auf und wünschte inbrünstig, jetzt nur ja seinem Geschäftsfreund aus der City zu begegnen.

„Aktionär bin ich nun gerade nicht,“ gestand Monty unsicher. „Aber ich bin an dem Unternehmen interessiert. Ich bin oder müßte wenigstens Teilhaber sein. Die Gesellschaft ist reich, nicht wahr?“

Da Souza nahm die Tasche in die andere Hand und ergriff den Arm seines Gefährten.

„Sie haben sicherlich in den letzten Tagen keine Zeitungen gelesen?“

„Nein, ich bin soeben erst aus Afrika gekommen.“

„Dann tut es mir sehr leid, Ihnen sagen zu müssen, daß es sehr schlecht um die Gesellschaft steht. Sie befindet sich augenblicklich in Liquidation. Man sagt, die Direktoren sollen verhaftet werden. Die ganze Sache scheint ein riesiger Schwindel gewesen zu sein.“

Monty lehnte sich halb betäubt auf seinen Arm. Sie waren jetzt am Strand, und da Souza öffnete die Tür eines Restaurants und zog seinen Gefährten mit hinein. Als Monty wieder zu sich kam, saß er in einem bequemen Sessel, und vor ihm stand ein halbgeleertes Kognatglas. Er starrte wild um sich. Seine Lippen waren feucht, und die alte unbezähmbare Gier glühte in ihm. Was bedeutete das alles? Hatte er nun doch wieder sein Gelübde gebrochen? Hatte er nicht geschworen, keinen Tropfen mehr anzurühren, bis er seine Tochter und sein Vermögen wieder besaß? Und nun lief das Feuer des Alkohols durch seine Adern, und ein gieriges Verlangen nach mehr verzehrte ihn. Dann allmählich kam ihm wieder die Erinnerung. Für ihn gab es kein Vermögen — keine Tochter mehr. Sein Traum war zerronnen, die letzte Anstrengung seines Lebens vergebens gewesen. Mit zitternden Fingern ergriff er das Glas, führte es an die Lippen und trank. . . . Dann kam wieder die alte Leere in sein Bewußtsein, und er sah nichts mehr als das Gesicht eines Satans, dunkel und boshaft, ihn durch den Nebel spottend anblickend. Da Souza stürzte ihn und brachte ihn behutsam in eine Droschke.

Eine Stunde später nahm der Portugiese, mit einem Lächeln der Zufriedenheit um den Mund und einer frisch angesteckten Zigarre zwischen den Lippen, die Briefe auf, die am Abend für ihn gekommen waren. Ein Schreiben mit einer afrikanischen Marke riß er hastig auf und las:

„Lieber Hiram!

Es wäre wirklich ein Glück, wenn Du den halbnährischen Mann verhindern könntest, Dir in London zu schaden. Manchmal, mein Bruder, glaube ich, daß es besser wäre, Du zögest mich mehr ins Vertrauen. Du bist ein sehr kluger Mann, aber leider zu verschlossen. Wenn nicht auch ich klug wäre, wie könnte ich Dir dann über die neuesten Ereignisse berichten? Wie würde ich dann wissen, was Dich freut? Aber es sei. Du folgst immer nur Deinem eigenen Willen. Ich weiß es.

Nun jedoch das Neueste. Monty ist, wie ich Dir schon kabeelte (die Rechnung für das Telegramm habe ich bereits abgeschickt), nach Dir heimlich nach London gereist. Seit Trent unseren Freund und die Sache mit der Rumflasche entdeckte, bestand keine Möglichkeit mehr, ihm Alkohol zu schicken. Er wird daher wohl so ziemlich sein Gedächtnis zurückerlangen; auf jeden Fall ist er auf sehr geriebene Art durchgebrannt, so daß der Missionar es erst zu spät merkte. Aber er hat einen großen Fehler begangen; den ich Dir nun erzählen werde, da ich weiß, daß er Dir gute Dienste leisten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Hellsehertricks.

Von Max Bauer.

In den glänzenden artistischen Nummern, die leider beinahe ganz von den Varietébühnen verschwunden sind, gehören die der Gedankenleser und Hellseher. Vielleicht trug die Schuld daran der Umstand, daß einzelne dieser Artisten es unternommen haben, statt das Publikum mit kleinen Kunststücken in Staunen zu versetzen und zu erheitern, sich als Propheten aufzuspielen und dadurch kaum vernarbte Wunden aufzureißen oder Hoffnungen zu enttäuschen, deren Fehlschlag sich erst dann herausstellte, wenn das Gedankenleserpaar seine Bethe längst irgendwo anders aufgeschlagen hatte.

Von solchen „Begnaden“ soll hier nicht die Rede sein. Es hieße eine unerdiente Necke für sie machen, die sich alle mehr bündeln als gewöhnliche Taschenspieler, nur weil sie mit ihrem so gefährlichen Handwerk höhere Einnahmen erzielen als die Handfertigkeitkünstler und Illusionisten.

Und gerade die Berufstaschenspieler stehen den Produktionen solcher Gedankenleser mehr als skeptisch und ablehnend gegenüber. Sie wissen eben schon von Berufs wegen, wie die der großen Masse völlig unerklärlichen Tricks der Meister ihrer Kunst, wie die von Kompar, Hermann, Bellachini, Roberts, Thorn, Goudini, Okio, de Biene, Sheldon usw. ausgeführt werden, geschweige denn die solcher „Propheten“.

Alle die Genannten haben sich als tüchtige Artisten eingeschätzt. Als Wundermänner, ausgerüstet mit übernatürlichen Kräften zu gelten, darauf haben sie alle keinen Wert gelegt. Auch die hervorragendsten Vertreter der Gedankenleserkunst, wie Kennedey und Lorenz, James und Fah, Verol, Konorah und Frau, Bellini, die drei X, die Staunenerregendes leisteten, und selbst die Telepathen, die ihre verblüffenden Kunststücke im Varieté und Salon zeigen, sie wollen nur Artisten sein, nicht mehr.

Ich habe im Verkehr mit Zaubertrickskünstlern so manches erlebt, von dem ich hier einige Stichproben mitteilen will. Sie sollen einiges Licht auf die Entstehung und Ausführung vielbewundelter „unerklärlicher“ Hellsehertricks werfen und zeigen, wie derartige Vorführungen zu bewerkstelligen sind — als Kunst ausgeübte und geschickt ausgeführte Kunststücke, die mit Uebernatürlichkeit nicht das Geringste zu tun haben.

Ueber vierzig Jahre sind es her. Der Magnetiseur Charles Hansen machte damals in Wien unerhörtes Aufsehen. Da tauchte in der Donaustadt ein Zaubertrickskünstler auf. Er spielte längere Zeit in kleineren Vorstadtkäfen, bis er die Aufmerksamkeit erklustlicher Kreise erregte, die sich seine Künste von ihm in Extravorstellungen vorführen ließen. Einer derartigen Veranstaltung wohnte ich bei. Ein Zimmer im Hotel Metropole war mit Herren aus der besten Gesellschaft gefüllt, darunter zwei Erzherzöge. Der kleine, altliche Magier überreichte vor Beginn seiner Produktion einem der Herren ein verschlossenes Briefschloß, das er aufzubrechen bat. Einer der Erzherzöge — ich glaube, es war Johann Ortlb — wurde nun gebeten, jedes einzelne Blatt eines Kartenspiels vorzuzeigen und dabei von eins an zu zählen. Ein anderer Herr sollte bei irgend einer der Karten Halt gebieten. Dies geschah. Der kleine Zauberer öffnete hierauf den Briefumschlag und übergab den darin befindlichen Zettel einem Herrn. Der las laut vor:

„Bei der 16. Karte, einem Herz-As, wird Halt gesagt werden.“

Dieser Zauberer — leider ist mir sein Name entfallen — trat später bei einem Besuch Kaiser Wilhelms I. in Oesterreich vor diesem und Kaiser Franz Josef auf, und wieder war es dieses Kunststück, das am besten von allen gefiel.

Es ging bei ihm so zu: Der Taschenspieler hatte einen Gehäusen, der einen Zettel und einen Briefumschlag bereit hielt, die dem herumgezeigten vollkommen glichen. Auf dem Zettel war vorgeschrieben: „Bei der ... Karte, einem ... wird Halt gesagt werden.“ Eröffnete nun das „Halt“, dann füllte der Helfer rasch die freigelassenen Stellen aus und prattizierte seinem Briefumschlag dem Künstler in die Hand, der den eben empfangenen mit dem ersten vertauscht. Das geht alles für den gewandten Taschenspieler sehr leicht vonstatten, da er die Aufmerksamkeit seiner Zuschauer im richtigen Augenblick abzulenkten weiß. Darauf beruht überhaupt das Wesen der modernen Magie. Wer das nicht kann, ist eben kein Taschenspieler.

Ein anderes Stück:

In einer größeren Gesellschaft führte ein jetzt berühmt gewordener Varietékünstler seine Tricks vor. Plötzlich trat er auf einen Herrn zu, befühlte seinen Nack von außen und sagte langsam mit geschlossenen Augen: „Sie haben eine Brieftasche da, in ihr sind vier Zehnmarkscheine und ein Hundertmarkschein, sechs Visitenkarten, ein Brief und drei Briefmarken.“ Die Tasche wurde untersucht, und es stimmte genau.

Wenige Tage später sollte ich die überraschende Aufklärung dieses Kunststücks erhalten.

Wir saßen bei Tisch. Der Taschenspieler neben meiner Tischdame. Da sah ich, wie er blitzschnell seine Hand in deren Tasche verfenkte und die Gelbbörse der Dame hervorholte. Er mußerte nach und verstopfte den Inhalt und steckte das Portemonnaie wieder an seinen Platz zurück. Später sah er die Gelbbörse und ihren Inhalt „hell“.

Absolut verbürgt ist auch folgende Geschichte:

Junio Fox, der lustige Zauberer, war in Amerika an Sachverständiger in einem Prozeß gegen spiritistische Medien geladen. Der Richter fragte im Laufe des Verhörs, ob Fox überhaupt an Hellsehen glaube.

„Darf ich Sie um den Brief bitten, den Sie bei sich tragen?“ antwortete Fox. Etwas betreten reichte der Junio Herrn Fox das Schreiben, der es, ohne einen Blick darauf zu werfen, an die Stirne hielt.

„Sie heißen mit Vor- und Zunamen so und so, sind zum zweitenmal verheiratet, haben aus der ersten Ehe einen Sohn, aus der zweiten eine Tochter. Nächstes Jahr feiern Sie Ihre Silberne Hochzeit — ich gratuliere schon heute!“

Der Richter konnte kaum die Frage stammeln: „Woher wissen Sie das alles?“

„Auf die natürlichste Weise von der Welt,“ entgegnete Fox. „Ich dachte mir, daß Sie eine ähnliche Frage an mich stellen würden. Deshalb habe ich mich bei dem Tabakhändler, Ihrem Hause gegenüber, über Ihre Verhältnisse erkundigt. Ich hätte Ihnen noch ganz andere, viel intimere Dinge erzählen können!“

„Und woher wußten Sie, daß ich einen Brief in der Tasche habe?“

„Ich sah, wie ihn der Postbote abgab.“

Weiter.

Ein Hellseherpaar, Mann und Frau, kommt nach Washington. Der große Erfolg ihrer Produktionen trägt ihnen zahlreiche Einladungen zu Privatvorstellungen ein, so auch zu einem der ersten Staatsmänner der Vereinigten Staaten. Das Programm der Vorstellung ist erschöpft, und die Gedankenleser sollen zum Schluß noch etwas ganz besonders Verblüffendes, Neues, noch nie Dagewesenes zeigen.

„Haben Sie ein größeres Zimmer, das ganz dunkel gemacht werden kann, hier im Hause?“ fragte der Professor. Der Raum ist vorhanden. Die Partnerin des Hellsehers wird von zwei Herren der Gesellschaft aus dem Saal geführt und streng bewacht, damit sie nichts von der nun zu treffenden Abrede hören kann. Nun wird vereinbart, daß sich vier der Anwesenden mit dem Gedankenleser in das dunkle Zimmer begeben und dort eine Haarnadel irgend wohin legen sollen, die das Medium dann mit verbundenen Augen in dem dunklen Zimmer suchen und binnen zwei Minuten in den Saal bringen soll.

Die Nadel ist deponiert. Die Herren begeben sich wieder auf ihre Plätze. Die Hellseherin wird an die Tür des dunklen Zimmers gebracht, und — schon in der nächsten Minute kehrt sie mit der Haarnadel in der Hand zurück!

Staunen ohne Ende. Und dabei war die Sache doch so unglaublich einfach. Der Herr Professor hatte neben die Haarnadel seine Taschenuhr gelegt! Im dunklen Raum sah das niemand, und die Dritte der fünf Herren verdeckte das kaum hörbare Ticken der Uhr. Seine Frau, das „Medium“, die dann allein im Zimmer war, vernahm natürlich das „Ticken“ ganz deutlich, fand neben der Uhr die Haarnadel, steckte die Uhr in die Tasche und überreichte den gefundenen Gegenstand.

Daselbe Paar hatte folgende Tricks, um sich bei den Zeitungen eine Vorreklame für ihre Vorstellungen zu sichern. Herr X. — er hat mir leider verboten, seinen Namen zu nennen — gab seine Annoncen auf, dann besuchte er den Redakteur, dem er von seiner fabelhaften Kraft, telepathische Fernexperimente zu machen, erzählte. Der Bitte, eine Probe seiner Kunst zu geben, kam er bereitwillig nach.

„Darf ich Sie um eine Münze bitten,“ ersuchte er den Zeitungsman. „Wollen Sie jetzt freundlichst die Dame von Zimmer Nummer 48 im Hotel Monopol verlangen, Madame R.“

Die Verbindung wird hergestellt, die Dame von Zimmer 48 kommt an das Telephon und spricht sofort in den Apparat hinein: „Sie haben meinem Manne ein Dollarstück aus dem Jahre 1899 gegeben.“

Plinke.

Heitere Geschichten von Hans Niebau.

Die Schlipsnadel.

Plinke stand auf der Straßenbahn. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, denn er hatte einen dicken Herrn mit der Zigarette gestreift. Und er klopfte besorgt den Aschenrest vom Mantelfragen des anderen.

Eine Minute verging. Da fingerte der dicke Herr plötzlich an seinem Westenausschnitt herum. Sie haben mir die Schlipsnadel gestohlen,“ sagte er.

„Ich?“ fuhr Plinke auf. „Erlauben Sie mal —“

„Ja wohl,“ rief der dicke Herr (und der Schaffner winkte schon einem Schupo). „Sie haben mir absichtlich Asche auf den Mantel gestreut, um dann —“

„Die Namen bitte,“ unterbrach der Schupo.

„Siegel,“ sagte der dicke Herr, „Kaufmann.“

„Und?“ sah der Schupo Plinke an.

„Hier nicht,“ sagte Plinke ruhig.

„Dann zur Wache.“

Sie gingen zur Wache. — „Er hat mir die Schlippsadel ge-
rohlen,“ wiederholte Siegel.

„Nein,“ sagte Plinke, „untersuchen Sie mich doch.“
Zwei Polizeibeamte untersuchten Plinke, fanden aber keine
Schlippsadel.

„Haben Sie die Nadel auch wirklich getragen?“ fragte der
Kommissar.

„Ehrenwort, todlicher,“ sagte Siegel. „Aber wenn Sie nicht
feststellen können —“ Er zuckte die Achsel, ging zur Tür.

„Oh bitte,“ sagte Plinke, „durchsuchen Sie doch diesen Herrn
auch. Vielleicht hat er die Nadel irgendwo in der Tasche, während
er schuldlose Menschen schwer beleidigt.“

„Ausgeschlossen,“ erklärte Siegel. „Zimmerhin, bitte —“
Die Beamten suchten und — fanden die Nadel, fein säuberlich
eingesteckt in der Brusttasche.

„Rätsel!“ rief Siegel. „Einfach unerklärlich. Aber — bitte
selbstverständlich tausendmal um Entschuldigung. Sehr, sehr un-
angenehm —“

„Reicht gesagt,“ wehrte Plinke die angebotene Hand ab.
„Selbstverständlich Beleidigungsklage. Leichtsinntige Verdächti-
gungen. Denke nicht daran, mir das gefallen zu lassen.“

„Um des Himmels willen,“ erschrak Siegel. „Selbstver-
ständlich zur Entschädigung bereit. Fünfzig Mark? Ein Ge-
schäftsmann, nur keinen Prozeß.“

„Verdiene mein Geld selbst,“ sagte Plinke. „Bin von der
Straßenbahn als Dieb weggeführt. Bekannte haben mich ge-
sehen. Verlange gerichtliche Rehabilitierung. Unter allen Um-
ständen!“

„Teufel,“ krümmte sich Siegel. „Habe größtes Interesse,
einen Prozeß zu vermeiden. Hundert Mark?“

„Nein.“

„Zweihundert?“

„Nein.“

„Dreihundert?“

„Zamohl,“ sagte Plinke und nahm den Scheck. Siegel steckte
sich die Nadel in die Kravatte. „Tausend Dank,“ sagte er,
schüttelte Plinke die Hand und ging. — Plinke lächelte.

„Tolle Sache erlebt,“ erklärte Siegel zu Hause und er-
zählte.

„Und wo hast du die Schlippsadel jetzt?“ fragte seine Frau,
als er fertig war.

„Die Nadel?“ fuhr Siegel mit der Hand zur Kravatte. . .
Aber die Nadel war fort. Endgültig.

Um dieselbe Zeit stand Plinke auf der Straßenbahn. „Ent-
schuldigen Sie,“ sagte er, denn er hatte einen älteren Herrn mit
der Zigarette gestreift. . .

Die rote Perle.

Plinke war eingeladen. Bei Kommerzienrat Löferbohm.
Nach dem Essen wurde getanzt. Plinke tanzte nicht. Er ging
mit den älteren Herren in die Bibliothek.

„Kennen Sie eigentlich meine Perlen?“ fragte Löferbohm. —
Plinke kannte sie nicht.

„Perlen sind meine Leidenschaft,“ erklärte der Kommerzien-
rat und öffnete einen großen trezorartigen Schrank. „Es sind
Stücke darunter, die Zehntausende kosten.“

Die Herren besahen die Sammlung. „Diese rote Perle,“
sagte Löferbohm, „ist das wertvollste Stück. Sie stammt aus
dem Schatz eines Maharadschas.“

Die Perle ging von Hand zu Hand.

„Wundervoll,“ sagte Plinke.

„Wo ist sie denn?“ fragte Löferbohm. Die Herren lächelten
und sahen sich gegenseitig an.

„Wo ist die rote Perle?“

Niemand meldete sich. Es wurde sehr still.

„Nun denn,“ suchte der Kommerzienrat die Situation zu
retten, „ein Scherz, zu dem ein zweiter Scherz paßt.“ Er stellte
eine mattglänzende Platinschale auf den Rauchtisch, drehte das
Licht aus und sagte: „Ich wette, daß in einer Minute die Perle
in dieser Schale liegen wird.“

Die Minute verging. Das Licht flammte auf. Alle sahen
auf den Tisch. Aber: da war keine rote Perle. Und auch keine
Platinschale. Und auch Plinke war nicht mehr da.

Die Briefftasche.

Der Omnibus hielt am Theaterplatz. Auf der Plattform
stand Plinke.

„Ist das Ihre Briefftasche?“ kam da jemand gelaufen, hob
eine Briefftasche von der Straße auf und blickte Plinke an.

„Zamohl,“ sagte Plinke, „vielen Dank.“ Er nahm die Tasche
und zählte die Banknoten nach.

Der Schaffner klingelte ab. „Wie kann man aber auch seine
Briefftasche vom Omnibus fallen lassen!“ meinte er.

„Ja, ja,“ sagte Plinke, „könnte mir auch nicht passieren.“ —
Und sprang ab. (Revaler Botte.)

Wenn man hübsch ist . . .

Wenn man hübsch ist, wünscht man manchmal — häßlich zu
sein. Wenn man hübsch ist, wird man manchmal abgewiesen!
Ein hübsches Gesicht kann wie ein Fluch sein! Ein hübsches Ge-
sicht ist manchmal direkt ein Berufshindernis! Man kann ver-
zweifeln! Die Hausfrau, die ein Mädchen engagieren will, lehnt
es ab, weil es ein zu — hübsches Gesicht hat. Der Chef, der eine
Sekretärin und — Ruhe braucht, zuckt bedauernd die Achsel. Sie
ist zu hübsch, seine Frau würde eifersüchtig werden, und dann,
im übrigen, die Glibbchen . . . na . . . kennen wir schon! An-

streichen . . . Koffinen im Dubiofopf . . . und Arbeit Nebensache.
So ist das hübsche Gesicht tatsächlich manchmal eine Last, ein
Vorwurf, ein Mafel, eine Verdächtigung, ein Verkehrshindernis,
eine Bremsvorrichtung, ein Klotz am Bein, eine Kette, ach, ein
Jammer!

Auf einem Londoner Kongreß, auf dem über neue Frauen-
karrieren gesprochen wurde, wurde auch dieses interessante Thema
berührt. Das hübsche Gesicht als Berufshindernis! Mrs. Hazlett,
Sekretärin der Genossenschaft weiblicher Ingenieure, berichtete
von verschiedenen Fällen, wo das hübsche Gesicht der Bewerberin
auschlaggebend für die Ablehnung war. Da hatte die Genossen-
schaft zum Beispiel ein hübsches Mädchen, das ausgezeichnete
Fähigkeiten für den betreffenden Posten besaß, empfohlen, aber
der Fabrikdirektor sagte, daß sie für den Zeichensaal ein zu hüb-
sches Gesicht habe und deshalb wahrscheinlich die Arbeit der Män-
ner stören würde.

Es gibt noch mehr solcher Fälle, die unsere obigen Behaup-
tungen schlagend dokumentieren. Gerade in der technischen Welt
ist man an den Typus der Frau gewöhnt, die nichts auf ihr Neu-
heres gibt. Von einer Frau, die sich nett kleidet und hübsch ist,
nimmt man nicht selten an, daß sie nicht den für die Arbeit not-
wendigen Ernst mitbringe. Das ist nicht allein unsere Meinung,
sondern auch die der Sekretärin der Genossenschaft weiblicher
Ingenieure. Und die muß es doch wissen! Wenn Sie also ein
hübsches Gesicht haben sollten, dann werden Sie um Gotteswillen
nur kein Fräulein Ingenieur. Für Sie kommt dann nur der
Beruf des — M a n n e q u i n in Betracht.

Aus aller Welt.

Die Russen als Retter. Durch die Erfolge des Eisbrechers
„Krasin“, dem es gelungen ist, zwei Gruppen der Mobile-Expe-
dition im letzten Augenblicke vor dem sicheren Tod zu retten, hat
sich die eigenartige Situation ergeben, daß der Faschismus seinem
schärfsten politischen Antipoden, den Sowjets, zu großem Dank
verpflichtet ist. Die Stimmung in Schweden und Norwegen aber,
die schon seit dem Verschwinden des Polarforschers Amundsen
alles andere als italienfreundlich war, hat durch die Umstände
unter denen Professor Malmgren von seinen beiden Begleitern
verlassen worden ist, eine weitere Trübung erfahren. Eine Reihe
neuer Photos, die ersten, die aus dem Polargebiet jetzt einge-
troffen sind, bringt zu diesem Thema das „Illustrierte
Wlatt“ Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 30).
Das gleiche Heft enthält einen illustrierten Artikel über die Murg-
talsperre im badischen Schwarzwald, zwei Seiten sind dem Sport
gewidmet, die eine dem Großen Preis von Deutschland für Sport-
wagen, die andere den deutschen Teilnehmern an den Schwimm-
konkurrenzen der Olympischen Spiele. Der Zeichner Godal berich-
tet über die Hauptfiguren im Mordprozeß Hein. Unter den
aktuellen Photos verdienen ein Bild von der riesigen Sängerkirche
in Wien, sowie die Bilderberichte von den Eisenbahnkatastrophen der
letzten Woche und von der Explosion der Pulverfabrik in Hagloch
eine besondere Würdigung. Die augenblickliche Hitzewelle findet
ihren Niederschlag in besonders gut ausgewählten Vadebildern
und in einer von M. Vertina gezeichneten witzigen Knips-Seite,
die den Titel „Hitzewellen“ trägt. Das Heft ist für 20 Pfennig
(50 Groschen) zu haben.

Der geschäftstüchtige Bürgermeister von Chicago. Dem Bür-
germeister William Thompson, der einige Jahre an der Spitze der
Gemeindeverwaltung von Chicago stand, wurde nachträglich vor-
geworfen, daß er in sehr großzügiger Weise in die eigenen Ta-
schen und in die verschiedener seiner Freunde gewirtschaftet habe.
Insgesamt soll er sich und seinen Freunden bei städtischen Grund-
stücksgeäften 1 732 279 Dollar zugeschanzt haben. Diese Summe
hatte sich dann um 138 912 Dollar vermindert, die zwei Beteiligte
freiwillig herausgegeben haben. Es blieb somit immer noch eine
Riesensumme übrig, um die es zu einem Prozeß kam. Dieser
endete jetzt damit, daß William Thompson und seine Freunde ver-
urteilt wurden, den Betrag von 1 500 000 Dollar zurückzugeben.

Die Flughäfen in Deutschland. Zurzeit besitzt Deutschland
bereits 86 Flughäfen. Darunter befinden sich 20, die allen mo-
dern Anforderungen genügen. Vier davon sind See-Flughäfen.
Die übrigen 61 dienen hauptsächlich für Landungen.

Fröhliche Ecke.

Kunstverstand. Fräulein Amanda Strauchel trat in eine
Papierhandlung. Verzeihung, Sie haben da ein Bild von Rubens
im Fenster. Es steht darin: eine Mart achtzig. Ist das ein
Original oder eine Kopie?

Gipfelpunkt der Ehrlichkeit. Der Zug hält. Punkt zwölf Uhr
nachts. Jemand hat an der Mollene gezogen. Aufruhr,
Unruhe, Geschrei. Man fragt Herrn Bruch: „Haben Sie die Not-
bremse gezogen?“ — „Ja?“ erwidert Bruch. „Ja.“ — „Und
warum?“ — „Mein kleines Töchterchen Otti, welches Sie hier
sehen, ist soeben fünf Jahre alt geworden. Und da möchte ich
die Gebühr nachzahlen!“

Selbstkenntnis. „Beinahe hätte ich heute Arbeit gekriegt.“ —
„Und warum hast du sie nicht gekriegt?“ — „Als ich den Chef
fragte, was er mir bezahlen wollte, sagte er, ich würde das kriegen,
was meine Arbeit wert ist.“ — „Na, und?“ — „Da habe ich ihm
sacagt, bon so wenig könnte ich nicht leben.“